

Landarbeiter

In Stuttgart Zuffenhausen angekommen stand ich ausgehungert und dreckig vor einem noch unzerstörten Haus. Ein Ehepaar trat aus der Haustüre, musterte mich etwas mitleidig und bad mich doch mit hereinzukommen. Zuerst bekam ich eine warme Suppe und dann durfte ich ein heißes Bad nehmen. Natürlich musste ich von meiner Odyssee erzählen und dann durfte ich in einem richtigen Bett gründlich ausschlafen. Ich weiß noch, das Bettzeug war nicht frisch bezogen, denn es roch nach fremdem Schweiß, aber ich schlief erst einmal wie eine Ratte. Natürlich konnte und wollte ich da nicht bleiben und machte mich am nächsten Tag zu Fuß auf Richtung Land.

Das nächste Dorf war Pflugfelden. Die Ernte der Wintergerste hatte gerade begonnen. Der ersten Bauernwagen den ich traf war voll beladen mit Getreide. Hinter dem Leiterwagen liefen ein Mann und eine Frau in den mittleren Jahren daher die ich gleich mal fragte, ob sie vielleicht einen Erntehelfer gebrauchen könnten. Die waren nicht abgeneigt, der Vater musste aber zustimmen. Das war der Bauer Karl Ambacher, der den Wagen lenkte. Gezogen wurde der Wagen von einem Pferd und einem starken Ochsen. Ich war also gleich beim ersten besten Bauern angenommen. Ich brauchte etwas zu essen und ein Dach überm Kopf. Alles andere war mir erst mal unwichtig. Nach Monate langem Hungern musste ich vor allem wieder zu Kräften kommen.

Im Dorf stand ich nun vor dem kleinen etwas ärmlichen Bauernhaus mitten am Dorfplatz. Kuh- und Schweinestall befanden sich im Erdgeschoss. Davor der große Misthaufen und überm Stall die Küchenstube. Überm Schweinestall gab's eine winzige, niedrige Stube mit einem Bett für Schrumpfermanen, so 170 lang. Dies sollte nun die nächsten paar Monate meine Behausung sein. Ich werd mich halt schräg legen, dachte ich. Zuerst bekam ich was Deftiges zu futtern und vor allem einen großen Krug mit Most. Der Schwabe spricht Moscht. Karl Ambacher war besorgt, dass ich zu schnell zu große Portionen essen würde. Er hob den Zeigefinger und erklärte, dass es bei mir sicher so sei, wie bei seiner Fanny. Die Fanny war sein ganzer Stolz und sein einziges Pferd, eine Zuchtstute, die er vor etwa zwei Jahren vom Militär wieder zurückbekam, und die sich da wohl auch in einem ausgemergelten Zustand befand. Dass der Bauer mich mit seiner geliebten Fanny verglich sollte eine gewisse Zuneigung ausdrücken.

Am nächsten Morgen ging es gleich um fünf mit der Arbeit los. Zuerst Kuhstall ausmisten und dann halt alle anfallenden niederen Arbeiten bis am späten Abend die so in der Erntezeit bei einem kleinen Bauern anfallen. Zuerst war es sehr anstrengend besonders in meinem ausgehungerten Zustand, aber bald hatte ich mich daran gewöhnt.

Am Vormittag war die Vesperpause (Veschper) sehr wichtig. Da gab es Brot und Speck und schon einen Krug Most. Der Krug war so ein halber Liter

Bierglas und jeder von uns hatte seinen eigenen Krug, der in der Küche an einem besonderen Haken gehangen wurde. Mir war es unangenehm, dass es unüblich war diese Gläser zu waschen, sodass sie einen weißen Belag angesetzt hatten und besonders immer von den vielen Stubenfliegen bevölkert wurde. Direkt vor der Stube war ja der große Misthaufen. Die vielen Fliegen in der Stube waren überhaupt eine grässliche Plage, woran ich mich nur schwer gewöhnen konnte.

Ich bin halt dazu Übergegangen und hab mein Mostkrügerl jedes Mal vor und nach dem Essen gut gewaschen. Das hat wie ich später erfahren habe aber mächtigen Eindruck bei den Ambachers hinterlassen, denn als ich einmal Jahre Später, schon mit Auto, einen Besuch in Plugfelden machte, sah der alte Ambacher vom Fenster aus, mich aus meinem Auto aussteigen. Er hat mich sofort erkannt und rief seiner Frau ganz laut zu: „Pauline spüll die Moschtgläser, der Peter kimmt!“

Ich musste immer vorsichtig mit dem Most sein und habe meist mit Wasser verdünnt, denn der Alkoholgehalt ist erheblich. Karl Ambacher war richtiger Alkoholiker, denn vor jeder Fuhre musste er einen tanken gehen. Der Most spielte überhaupt bei ihm eine große Rolle. Er bestand aus je hälftig Äpfel und Birnen die aber zum Essen ungenießbar weil zu herb und zu sauer waren. Im September war dann auch die Ernte des Mostobstes eine sehr wichtige Angelegenheit bei der ich fleißig mithelfen musste.

Das Sonntagessen war immer das Selbe. Schweinebraten und Kartoffelsalat in einer großen Schüssel und darüber eine Lage grüner Salat. Dass der fette Scheinsbraten mit dem kalten Erdäpfelsalat nicht zusammen passt, das ist für die schwäbischen Bauern fremd. Es ist halt deren Sonntagessen.

Ich profitierte jetzt davon, dass mir Großvater Beer das Mähen mit der Sense beigebracht hatte und ich auch dengeln konnte. So durfte ich am Abend frisches Grünfutter alleine einholen. Die Getreideernte wurde alles per Handarbeit gemacht. Mähen, Garben binden, Puppen aufstellen, und dann die schweren Garben mit der Gabel auf den Leiterwagen laden. Gedroschen wurde erst später auf der Tenne. Ich habe eigentlich alle Arbeiten, die bei einem so kleinen Bauern in der Erntezeit anfallen mitgemacht.

Mein ganzes Bestreben galt dem Auffinden der einzigen Verwandten in Deutschland, Mutters Schwester Tante Ria Barth, und damit der Herstellung eines Kontaktes zur Familie. Ich ging davon aus, dass Tante Ria in Freudenstadt im Schwarzwald, in ihrer Zweitwohnung leben würde, und den Luftangriffen so ausgewichen war. Ich hatte mich bewusst nicht nach Freudenstadt direkt begeben, sondern wollte erst mal eine Aufenthaltsgenehmigung in der amerikanischen Besatzungszone erwerben, weil die Gerüchte umgingen, dass die Franzosen- und Freudenstadt lag in der französischen Zone- die jungen entlassenen deutschen Soldaten sofort schnappten und in die französische

Fremdenlegion nach Algerien zwangsrekrutieren würden. Das hätte mir noch so gefehlt. Aus allem Schlamassel glücklich heil entronnen dann noch in der Fremdenlegion landen. Sobald ich aber einen Ausweis als Bewohner der Amizone innehatte, war ich in dieser Beziehung sicher. Mit diesen Papieren ausgestattet machte ich mich sofort auf den Weg nach Freudenstadt und habe die Tante auch ausfindig machen können. Die musste zwar ihre Wohnung räumen und ein Notquartier bei der Familie Gosses beziehen, aber ich hatte sie gefunden und den Kontakt hergestellt. Die eigene schöne Wohnung musste sie einem französischen Beatzungsoffizier zur Verfügung stellen. Ich blieb nur einen Tag und kehrte erleichtert mit ein paar Klamotten von Onkel Hardy versehen nach Pflugfelden zurück. Onkel Hardy war auch schon vom Militärdienst entlassen und heil daheim angekommen.

Ein paar Wochen später, an einem Samstagnachmittag, stand ich in Unterhosen in meiner Kammer um mich zu waschen und für einen erneuten Trip nach Freudenstadt sauber zu machen. Ich wollte erkunden, ob es eine Zuzugsgenehmigung für mich in Freudenstadt geben würde und ob ich irgendwie dort einen Schulabschluss machen konnte. In Freudenstadt war die Wohnungslage besonders kritisch, weil die Stadt von betrunkenen französischen Kolonialsoldaten nach der Einnahme angezündet wurde. Die Stadt brannte sofort lichterloh weil die meisten Häuser mit Holzschindeln verkleidet waren und außerdem die Schwaben auf den Speicherböden ihr Brennholz traditionell lagern. Das ist dann pulvertrocken und brennt natürlich wie Zunder. Es wurde im Krieg meist mit Holz geheizt und da waren die Holzvorräte bei den Schwaben besonders groß. Tante Ria und Onkel Hardy hatten aber schon etwas vorgearbeitet sodass ich etwas hoffnungsvoll war.

Als ich da so vor meiner Waschschüssel stand hörte ich im Hof eine Frauenstimme rufen: „Wohnt hier vielleicht ein Peter Schreitter?“ Die Stimme ging mir durch Mark und Bein. Ich wusste sofort: das ist meine Mutter. Ich muss einen tierischen Schrei ausgestoßen haben und stürzte so wie ich war in Unterhosen hinaus vors Haus und hielt die Liesemutti in meinen Armen. Wenn ich das so schreibe werde ich ganz aufgeregt und erlebe die Situation von damals nochmals nach. Ich hatte ja keine Ahnung wo unsere Mutter sein konnte und habe nicht im Entferntesten daran gedacht, dass sie so plötzlich auftauchen könnte. Wir setzten uns in meiner Kammer auf die Bettkante und erzählten erstmal drei oder vier Stunden. Mutter hatte auch ihre Schwester Ria ausfindig gemacht und so erfahren, dass ich alles heil überstanden hatte und im Schwabenland vorerst untergekommen war. Sie selbst hat mit Hilfe von Onkel Hardy ein Notquartier in Hopfach bei Schwäbisch Hall beziehen können. Das hatte ein Geschäftsfreund, der Sägewerker Wilhelm Thumm organisiert und zwar in einem Zimmer bei einer Bewohnerin von Hopfach. Klaus und Horst hat Mutter dann erst mal dort gelassen und sich zu mir auf die Suche gemacht. Ob schon die Entfernung von Hopfach nach Pflugfelden nicht mehr als vielleicht

100 km sind, war das damals eine schwierige Angelegenheit. Bahnverbindung klappte noch nicht. Außerdem hatte Mutti ja gar kein Geld um eine Fahrkarte zu kaufen. Also ging, wie damals üblich, so eine Reise nur per Anhalter meist auf Lastwagen, die alle mit Holzgasantrieb fuhren weil ja Diesel oder Benzin nicht zu bekommen waren.

Wir beschlossen noch am nächsten Morgen gemeinsam nach Hopfach aufzubrechen, damit ich meine Brüder wieder sehen konnte, und ich Mutter bei der schwierigen Anhalterfahrt helfen konnte. Die LKW-Fahrer waren damals im Allgemeinen sehr hilfsbereit. Es war eben noch das Gefühl bei den Menschen vorhanden, dass man sich gegenseitig helfen muss. Wir hatten alle den Krieg verloren und mussten zusammenhalten. Dieses Gemeinschaftsgefühl ist heute zu Tage verloren gegangen. Aber der Krieg hatte die Menschen eben zusammen geschweißt. Wir kamen bis nach Wolpertshausen auf der Strasse zwischen Crailsheim und Schwäbisch Hall. Dort mussten wir aussteigen und zu Fuß nach Hopfach weiter. Diese vielleicht 5 km entwickelten sich zu einem recht dramatischen Abstieg ins Tal. Mutter hatte schreckliche Schmerzen und war außerstande weiter zu laufen. Es ging nur 50 bis 100 Meter und dann musste ich ihr eine Bank bauen indem ich mich mit meinem Rücken an einen Baum lehnte und sie dann auf meinen Oberschenkeln sitzen konnte. Über dieses „Bankerlbauen“ haben wir später noch oft gesprochen. Teilweise hab ich Mutter auch kleine Stücke huckeback getragen. Mutti war ja damals noch verhältnismäßig jung; mal gerade 43. Es stellte sich jetzt zu meinem Schrecken heraus, dass Mutter ernstlich krank war. Wir haben's dann irgendwie geschafft nach Hopfach zu kommen und die Familienvereinigung zu feiern. Natürlich fehlte Vater noch. Wenn ich mich richtig erinnere hatten wir damals noch keinerlei Nachricht über sein Verbleiben.

Mutter war zu dieser Zeit völlig mittellos. Sie versuchte sich so gut es ging etwas nützlich zu machen indem sie für die Frau vom Karl Thumm Näharbeiten erledigte und sich als ZbV-Hilfe anbot. Klaus wurde zum Tankholzhacken im Sägewerk angestellt, was nicht ganz ungefährlich war.

Mutters Zustand verbesserte sich einigermaßen und ich machte mich auf den Weg zurück zu meinem Bauern nach Pflugfelden mit dem Ziel so schnell wie möglich noch einmal nach Freudenstadt zu fahren um zu untersuchen ob wir doch dort unterkommen konnten und vor allem eine Zuzugsgenehmigung erhalten konnten.

So etwa Anfang Oktober hab ich mich dann auch entschlossen meine „Zelte“ in Pflugfelden abzubauen und in Freudenstadt Fuß zu fassen. Notdürftig bin ich bei der Familie Gosses untergekommen. Zuerst erkundigte ich mich nach den schulischen Möglichkeiten. Freudenstadt hatte eine Oberschule und der Direktor hatte mir angeboten direkt in die Klasse acht, das was die Abiturklasse einzutreten. Bedingung war aber: sofort, denn der Unterricht hatte schon begonnen. Diese Klasse acht war eine Noteinrichtung, mit dem Ziel, die

Kriegsgeschädigten, das waren vor allem entlassene Soldaten, aber auch Flakhelferinnen usw. schnellstmöglich zu einem Abschluss zu verhelfen, damit diesen jungen Menschen langes Schulbank drücken erspart bleiben sollte.

Ich habe natürlich die Chance sofort beim Schopf ergriffen und bin am nächsten Tag in der Keppleroberschule angetreten..

Die Klasse war ein bunter Haufen mit verschiedensten Background. Der älteste Mitschüler war schon 26, Oberleutnant mit vielen Jahren Fronteinsatz. Der Jüngste war ich. Eine besondere Schwierigkeit für mich bestand darin, dass als Fremdsprache Französisch gefordert war. (Wir befanden uns ja in der französischen Besatzungszone.) Ich hatte absolut keine blasse Ahnung. Auch waren meine Kenntnisse in Chemie und Physik fast null, denn wir hatten ja bei der Flak in Pilsen diese Fächer gar nicht vermittelt bekommen. Das einzige Fach wo ich keine Schwierigkeiten hatte, war Mathe. Da machte sich der gute Olmützer Lehrer bezahlt.

Die ersten Monate blieb ich allein in Freudenstadt und versuchte mich an den Schulbetrieb zu gewöhnen. Ich kannte ja schon seit zwei Jahren keinen geordneten Schulbetrieb mehr. In der Zeit in Pilsen bei der Flak gab es ja nur einen Notunterricht. Die Konzentration viel mir aber sichtlich schwer. Ich war, s einfach nicht mehr gewöhnt die Schulbank zu drücken und hatte so viele andere Sorgen im Kopf.

Über Weihnachten waren Mutter und die Brüder noch in Hopfach. Ich wollte natürlich bei ihnen sein und machte mich per Anhalter auf den Weg. Kurz hinter Stuttgart bestieg ich den Anhänger eines LKW,s auf dem schon mindestens zehn weitere Menschen Platz gefunden hatten. In einer Ecke saß ein recht ausgehungertes älterer Mann mit einem alten Schlapphut weit ins Gesicht gezogen auf den sich das Interesse sämtlicher Mitfahrer richtete. Der Mann unterhielt lautstark uns alle und erzählte in einem fort. Die Stimme kam mir bekannt vor aber der Mann war mir zuerst fremd. Die Stimme wurde mir aber immer geläufiger, solange ich zuhörte, und plötzlich war mir klar, das konnte nur Onkel Franz Beer sein. Onkel Franz ist der älteste Bruder unserer Mutter den ich natürlich gut kannte aber eben als gut genährten Fabrikanten, der uns oft besuchte und den ich noch im April in Warsdorf getroffen hatte, und der mich noch mit aller Kraft überreden wollte nicht meinem Marschbefehl zu folgen, sondern mich in der Gegend von Warnsdorf zu verstecken, da der Krieg ja doch bald aus sei. Mit Letzterem hatte er ja Recht, aber ich hatte ja seinen Rat nicht befolgt. Wir erkannten uns gleichzeitig und vielen uns in die Arme. Wir waren beide überwältigt von dem kaum glaublichen Zufall. Wir waren nur zwei Stunden auf dem Anhänger zusammen und mussten uns wieder trennen. Er konnte nicht mit nach Hopfach. Wichtig war aber, daß der Kontakt wieder hergestellt war.

Die Weihnachtstage verbrachte ich in Hopfach mit der wiedergefundenen Familie. Ich musste aber schnell zurück zur Schule.

Es ergab sich alsbald die Möglichkeit, dass Tante Ria zurück In ihre alte Wohnung nach Düsseldorf ziehen konnte, die wie durch ein Wunder trotz der vielen Bombenangriffe vollkommen heil geblieben war. Der Stadtteil Oberkassel, linksrheinisch, war komischerweise ganz wenig getroffen worden.

Jetzt wurde es möglich die Mutter und die Brüder nach Freudenstadt zu holen und in die 2 Dachmansarden im Hause Gosses einzuquartieren, die durch den Umzug Tante Rias frei wurden. Die Zuzugsgenehmigung hat irgendwie geklappt, wie weiß ich nicht mehr genau. Es begannen die gemeinsamen Jahre in Freudenstad.

Kurz nach meinem ersten Besuch in Hopfach, hatte sich Mutters Gesundheitszustand dramatisch verschlechtert. Wie mir Bruder Klaus berichtete, hatte sie plötzlich einen eingeklemmten Leistenbruch der eine Notoperation im Krankenhaus In Schwäbisch-Hall notwendig machte. Klaus erzählte mir, dass sich beim Transport auf einem Holzlastwagen der Bruch auf wundersame Weise durch die Rappellei wieder gelöst hatte. Die OP wurde aber auf jeden Fall durchgeführt wobei der Arzt ein großes Gewächs an der Gebärmutter feststellte und eine Total-OP notwendig wurde. Dies war vielleicht die eigentliche Ursache der großen Schmerzen unter denen Mutter schon länger lit.